

Wilfried Nelles

Dialog mit der Seele

Die phänomenologische Haltung beim Familienstellen

Vortrag beim Symposium „Die entdeckte Wirklichkeit“ am 21.11.02 in Freiburg

Die Arbeit von Bert Hellinger hat in den letzten zwei, drei Jahren eine enorme Entwicklung und Veränderung erfahren. Diese Veränderung ist mit der Rede von der Entwicklung der „Ordnungen der Liebe“ zu den „Bewegungen der Seele“ nur vordergründig beschrieben. Anders als einige Kollegen sehe ich darin jedoch keinen Bruch mit früherem, keine Abkehr vom Familienstellen, sondern eine tiefe Kontinuität und Schlüssigkeit. Diese Kontinuität erschließt sich einem, wenn man sich vergegenwärtigt, was die phänomenologische Haltung ist, die die Arbeit von Bert Hellinger von Anfang an prägt. Sie ist der Schlüssel zu dieser Arbeit. Die neueren Entwicklungen sind nichts anderes als eine radikale Vertiefung und Verdichtung dieses phänomenologischen Ansatzes. Insofern, aufgrund dieser Radikalität, sind sie natürlich auch geeignet, den Unterschied zu anderen Denkweisen, Haltungen und Methoden noch deutlicher als früher sichtbar zu machen und zu einer eigenen klaren Haltung herauszufordern.

EIGENSTÄNDIGE METHODE

Ich habe den Eindruck, dass die phänomenologische Haltung das am schwierigsten zu verstehende und auch das herausforderndste Element des Hellingerschen Familienstellens ist. Manche scheinen zu meinen, phänomenologische Arbeit sei so etwas wie solides therapeutisches Fachwissen plus viel Erfahrung plus Vertrauen in die eigene Intuition plus möglichst große Offenheit für neue, überraschende Entdeckungen. Das sind alles sehr nützliche Eigenschaften, die jeden guten Therapeuten ausmachen, aber sie haben nichts mit der phänomenologischen Haltung und Methode zu tun.

Das phänomenologische Vorgehen ist eine andere, ganz eigenständige Methode – also nicht nur eine Ergänzung herkömmlicher Methoden durch möglichst viel Intuition und Offenheit

für Neues, sondern eine andere Haltung, ein anderer Ausgangspunkt, eine andere Sichtweise, ein anderes Vorgehen.

Zunächst noch einmal die wesentlichen Merkmale der phänomenologischen Methode, wie Bert Hellinger sie oft beschrieben hat.

Man setzt sich, sagt er, offen, ohne Absicht, der Wirklichkeit aus, wartet, was diese Wirklichkeit zeigt, und handelt (spricht) dementsprechend, ohne darüber nachzudenken. Die Kraft kommt dabei aus der Wirklichkeit selbst, nicht etwa aus dem Wissen des Therapeuten. Eher aus seinem Mut, sich dem Nicht-Wissen auszuliefern. Der Therapeut muss sich dabei, wie Bert Hellinger mit Bezug auf den altchinesischen Weisen Laotse formuliert, „in seine *leere Mitte*“ zurückziehen und von dort aus auf den Klienten und sein System „*schauen*“. Dieses *Schauen* ist ein eher passiver als aktiver Vorgang. Man macht sich *kein Bild* vom Klienten, ordnet ihn und sein Problem nicht ein, sondern schaut einfach hin und wartet, was auftaucht. Dabei muss man mit der Seele des Klienten in Kontakt sein und sich der Lösung unterwerfen, die von dort erscheint. Dann handelt man sofort, ohne zu reflektieren, oft auch ohne zu verstehen. Die Einsicht kommt erst später, und man überprüft das Gesagte oder die Handlung an der Wirkung.

3 Grundsätze

Hellinger hat drei Grundsätze aufgestellt für die innere Haltung des Therapeuten im phänomenologischen Prozess: ohne Furcht, ohne Absicht und ohne Liebe.

„Ohne Furcht“ heißt: Was immer bei der Aufstellung herauskommt, er darf nicht versuchen, das in irgend einer Weise abzumildern.

„Ohne Absicht“ bedeutet, dass man nicht auf etwas Bestimmtes hinauswill – zum Beispiel eine Ehe retten oder jemandes Leben retten. Es bedeutet also auch, zu arbeiten, *ohne die Absicht, in einem persönlichen Sinne zu helfen*.

Beim dritten Punkt unterscheide ich mich ein bisschen von Hellinger - aber ich denke, nur in der Formulierung. Er hat gesagt, man muss ohne Liebe arbeiten. Das tut er aber selber überhaupt nicht. Wer ihn genau beobachtet, sieht, dass er voller Liebe und Mitgefühl ist. Und

das ist auch notwendig, denn sonst öffnet sich ein Klient nicht ganz. Je mehr er sich gesehen und angenommen (und das heißt auch: geliebt fühlt), umso mehr kann er sich öffnen.

Aber die Liebe muss über seine Person hinausgehen, sie muss jenseits einer persönlichen Beziehung zu dieser Person sein. Sie gilt eigentlich seiner Seele. Deshalb erscheint der Therapeut auf der persönlichen Ebene manchmal sehr hart, ohne Mitleid, obwohl er auf einer tieferen Ebene liebt. Der Klient kann dies sehen, wenn er dem Therapeuten in die Augen schaut, und der Therapeut kann es dann auch fühlen. Wenn er dabei hart ist, kann er nicht mit dem Klienten arbeiten. Er muss dem Klienten mit offenem Herzen begegnen und mit seiner Seele in liebendem Kontakt sein. Aber er darf sich nicht ins Mitleid hineinziehen lassen, er darf nicht auf der persönlichen Ebene kooperieren. Es ist also eine Liebe ohne Mitleid, eine unpersönliche, mitleidslose Liebe.

Diese drei Punkte sind weithin akzeptiert, zumindest unter den Familienstellern. Zwar erschrecken viele, wenn sie erleben, wie konsequent Bert Hellinger sie tatsächlich praktiziert, aber das ist mehr eine Sache des persönlichen Mutes als eine wirkliche methodische Differenz. Die Geister beginnen sich jedoch zu scheiden, wenn wir tiefer in die phänomenologische Haltung hineinschauen.

DER STANDORT DES THERAPEUTEN

Im Dienst des Klienten

Psychologie und Psychotherapie denken und arbeiten üblicherweise vom Einzelnen aus. Richtschnur des Handelns und Blickpunkt bei der Analyse ist der einzelne Mensch mit seinen Störungen, Problemen, Bedürfnissen und Wünschen. Um ihn herum, so die Betrachtung, gibt es eine Umwelt – bestehend aus seiner Familie und der Gesellschaft - , die seine Entwicklung entweder fördert oder behindert, und eine mit dieser Umwelt verknüpfte Geschichte, die ihn geprägt hat. Dort, wo diese Prägung zu Störungen oder Problemen geführt hat, kommt die Therapie zum Einsatz, um sie zu beheben. Der Therapeut steht sozusagen neben dem Klienten und schaut von dort, was im Interesse des Klienten, im Sinne seines Bedürfnisses nach Heilung oder seiner Wünsche an ein gelungenes Leben, zu tun ist. Die Familie, die Kindheit oder schicksalhafte Ereignisse kommen von dort aus als „Umwelt“ in den Blick, die es

psychologisch zu be- oder verarbeiten gilt. Der Therapeut steht dabei im Dienst des Einzelnen.

Im Dienst des Ganzen

Bert Hellinger – und damit das phänomenologisch-systemische Familienstellen - hat einen ganz anderen Standort und Blickwinkel und arbeitet von dort aus auch in eine andere Richtung. Er geht vom Ganzen aus, das er mit Begriffen wie „große Seele“ oder „die Wirklichkeit“ vage umschreibt. Der Einzelne mit seinen Wünschen und Problemen ist nicht sein Maßstab. Wenn er sagt: „Ich schaue auf deine Seele“ oder „Ich schaue auf das, was dich und mich führt“ oder „Ich bin in den Dienst genommen“, dann steht er an einem völlig anderen Platz als der normale Psychotherapeut. Er steht im Ganzen und sieht den Einzelnen als Teil des Ganzen – und zwar nicht als abgetrennten Teil, der dem Ganzen leidend oder fordernd gegenüber steht, sondern als integralen Teil. Und seine Arbeit stellt er in den Dienst des Ganzen, nicht in den des Einzelnen.

Zustimmung zur Welt

Das verlangt vom Therapeuten einen gewaltigen Schritt: Er muss nämlich sich selbst, seinen Eltern, seiner Familie und der Welt als ganzer zustimmen, wie sie ist. Ohne Urteil, ohne die Absicht, etwas zu verbessern. Denn nur wenn ich mich selber als eingebunden erlebe, kann ich auch den Klienten so sehen und ihm einen solchen Blickwinkel zumuten.

Therapeut als Brücke

Ich sehe ihn dann nicht als isolierte Person, die allein in einer sie umgebenden „Umwelt“ steht, mit der sie zwar durch viele Fäden verbunden, von der sie aber dennoch wesentlich getrennt ist, sondern als nicht abtrennbaren Teil des Ganzen. Man muss allerdings sehr darauf achten, dass man den Klienten „mitnimmt“, dass man sich nicht über seine Person und sein Anliegen hinwegsetzt, weil man sich etwas Größerem verpflichtet fühlt. Der Therapeut oder Berater, der so arbeitet, ist so etwas wie eine Brücke zwischen dem Einzelnen und seinem isoliert gesehenen Problem und seiner Seele (oder manchmal auch der „großen Seele“), in die er eingebunden ist. Dazu muss der Therapeut mit *beidem* verbunden sein – das ist die Kunst. Nur dann kann der Klient sich nämlich persönlich gesehen und zugleich als eingebunden in etwas Größeres erfahren. Ich muss an dem anknüpfen, wo er innerlich ist – und das ist in der Regel das Gefühl und der Standpunkt der Vereinzelung, das Gefühl: Hier stehe ich mit meinem Problem, und dort steht die Welt, die mir das Problem beschert hat, - aber mein

Standort als Therapeut muss im Ganzen sein. Und um ihm wirklich helfen zu können, muss ich ihn ebenfalls dorthin geleiten. Das wird zum Beispiel besonders deutlich, wenn wir mit jemandem arbeiten, bei dem der Tod vor der Tür steht.

WISSENSCHAFT UND PHÄNOMENOLOGIE – ARENA UND THEATER

Diese Haltung ist zwar rational begründbar, und die Vorgehensweise ist auch empirisch in dem Sinne, dass sie sich der Erfahrung aussetzt, aber sie ist nicht wissenschaftlich.

Wissenschaft und wissenschaftlich orientierte Therapie haben eine andere Grundhaltung und dementsprechend auch andere Vorgehensweisen.

Die Arena-Grundstellung (Umzingelung des Seins)

Wenn die Wissenschaft sich einem zu erklärenden Phänomen gegenüberstellt, betrachtet sie es von außen. Sie umstellt es gewissermaßen, um es von allen Seiten analysieren zu können. Das heißt, die Wissenschaft ist das Umfassende, das Größere - egal, ob sie eine Ameise, einen Atomkern, einen Menschen oder das Universum untersucht. Selbst gegenüber der unermesslichen Weite des Universums stellt sich die Wissenschaft als das Umfassende. Diese Grundstellung ist der wissenschaftlichen Betrachtung immanent, sie ist nicht änderbar, ohne die Wissenschaft zu verlassen. Sie ist auch nicht auf die Wissenschaft beschränkt, sondern die Grundstellung des modernen Menschentums zur Welt, genauer gesagt die Grundstellung der christlich-abendländischen Kultur, die in der Wissenschaft gipfelt (unabhängig von der religiösen Einstellung der Wissenschaftler). Sie ist die - zunächst - uns allen gemeinsame Haltung zur Welt.

Der phänomenologische Psychologe und Philosoph Wolfgang Giegerich nennt diese Haltung die „Arena-Grundstellung“ oder auch die „Umzingelung des Seins“ (W. Giegerich, Die Atombombe als seelische Wirklichkeit, Zürich 1988). Wie die Zuschauer in einer Arena, wo das Publikum im Kreis sitzt und die Blicke von außen nach innen gehen, schaut der moderne Mensch auf die Welt. Und genau so schaut auch der wissenschaftliche Psychotherapeut auf den Probanden oder den Klienten und sein Problem. Und so würde auch eine wissenschaftlich ausgerichtete Aufstellungsarbeit auf die Familie bzw. die Konstellation und auf die Seele des Klienten schauen. Bert Hellinger wird jedoch nicht müde zu betonen, dass wir unsere Seele

weder *in* uns noch die Seele eines Klienten *vor* uns haben, sondern das wir *in* einer Seele *sind*; dass die Seele etwas ist, was *uns* umfasst. Sie ist sowohl in uns als auch um uns herum.

Die Theater-Grundstellung (In einer Seele sein)

Wenn wir dies ernst nehmen, dann bedeutet dies aber, dass wir uns der Seele gegenüber nicht so verhalten können, als seien wir außerhalb von ihr, als könnten wir sie um-fassen und erfassen. Wir können uns nur *von ihr* ergreifen lassen, denn, um einen beim Familienstellen häufig benutzten Satz einmal in einem etwas anderen Zusammenhang zu verwenden: Sie ist die Große, wir sind die Kleinen! Das ist das Eigentliche, um das es beim Kontakt zwischen Therapeut und Klient vor einer Aufstellung geht: sich gemeinsam der uns umfassenden Wirklichkeit hinzugeben. Und dabei muss der Therapeut vorangehen.

Seine Haltung zur Wirklichkeit ist also nicht aggressiv, nicht auf Eroberung, auf Entdeckung, Entzauberung, Erklärung aus (wie die wissenschaftliche), will nicht durchbohren, ergreifen oder hinter die Kulissen schauen; die phänomenologische Haltung ist eine demütige, eine, die die Wirklichkeit als lebendiges Gegenüber nimmt, von dem sie sich belehren lässt. Sie setzt sich dem Blick und dem Zugriff der Phänomene aus. Anstatt hinter die Kulissen zu schauen, das Phänomen zu hinterfragen, nimmt sie es als Wirklichkeit, als die Art und Weise, wie sie sich mir jetzt gerade zeigt. Die Wirklichkeit *ist* das, was erscheint. Giegerich spricht von der „Theater-Grundstellung“, davon, dass der Mensch sich dem Blick und dem Scheinen der Phänomene aussetzt, sich von ihnen anblicken lässt. Sie sind das Schauende, das Blitzende, und der phänomenologisch eingestimmte Mensch wird von diesem Blitz getroffen und ergriffen. So war es im antiken Theater, wo sich Bühne und Zuschauer gegenüber standen und von den Masken der Akteure die Wirkung auf die Zuschauer ausging.

PASSIVES AUFNEHMEN, AKTIVES HANDELN

Die phänomenologische Haltung ist also, bei aller Entschiedenheit, zunächst eine ganz passive. Sie ist so passiv, dass ich mir zum Beispiel keinerlei Bild von einem Klienten mache—kein Bild vom Menschen, kein Bild von seiner Persönlichkeit. Ich analysiere ihn nicht, versuche nicht, ihn zu erfassen, einzuordnen. Manchmal taucht von selbst ein Bild auf oder ein Wort oder ein Satz, dann spreche ich es aus und schaue auf die Wirkung, aber ich verschwende nicht einen Gedanken daran, den Klienten oder sein Problem oder gar seine Charakterstruktur zu ergründen. Manchmal schaue ich jemanden lange an, aber ich bin dabei

ganz passiv. In Wirklichkeit lasse ich mich anschauen. Das merken die Teilnehmer übrigens sehr schnell. Viele sind einen langen, wortlosen Augenkontakt nicht gewohnt und scheuen anfangs davor zurück. Sobald sie aber merken, dass sie dabei nicht analysiert werden, dass ich nicht mit meinem Blick in sie eindringe, sondern sie einlade, mit ihrem Blick und ihrer Seele zu mir zu kommen, werden sie ganz ruhig. Dieses Ruhig-Werden ist eine Wirkung, eine Rückmeldung der Seele, an der sich der Therapeut überprüfen kann. Das schafft dann den Raum, sich gemeinsam etwas Größerem anzuvertrauen.

Verantwortung

Sobald dies klar ist, dass wir beide uns hier gemeinsam einer uns (beide) umfassenden Wirklichkeit stellen und uns von ihr leiten lassen, habe ich auch nicht mehr die Verantwortung für das Resultat. Ich habe weiterhin die Verantwortung für meine Arbeit, das ist klar, aber nicht mehr für das Resultat. Auch der Klient hat diese Verantwortung nicht. Das ist wichtig, denn in vielen Therapien wird die Verantwortung für enttäuschende Ergebnisse zwischen Therapeut und Klient hin und her geschoben – wenn es nicht klappt, muss einer von beiden schuld sein. Dabei unterliegen beide der Allmachtsphantasie, sie beide hätten das Leben in der Hand. Beim *phänomenologischen* Familienstellen gibt es diese Verantwortung und diese Schuld nicht, denn beide unterwerfen sich der Wirklichkeit, wie sie sich zeigt. Was dem herkömmlichen Blick vielleicht verantwortungslos erscheint, ist tatsächlich der Verzicht auf eine weit verbreitete, aber durch nichts begründete Anmaßung: dass das Leben, der Tod, das Schicksal, Krankheit und Heilung in unsere Hand gegeben wären.

Wenn man diese Anmaßung aufgibt und sich der Wirklichkeit unterwirft, ist man aber nicht etwa kraftlos, sondern es tritt das genaue Gegenteil ein: Sowohl der Berater als auch der Klient bekommen eine außergewöhnliche Kraft. Indem sie sich nicht mehr gegen die Wirklichkeit stellen, wird ihnen deren ganze Kraft zu teil. Und es wird ganz leicht. Da ich mir nicht mehr eine Verantwortung aufbürde, die mir nicht zukommt und die mich auf die Dauer erdrücken würde (genau so, wie wir es bei der übernommenen Last in den Aufstellungen sehen), wird alles ganz leicht. Daher kann Bert Hellinger sagen: „Die Mitte fühlt sich leicht an“.

HANDELN IM NICHT-WISSEN

Der phänomenologisch arbeitende Berater oder Therapeut scheint ein hohes Risiko einzugehen, denn seine Wahrnehmung ist nie abgesichert, wenn er sie mitteilt. Er überlässt sich nur dem, was plötzlich aufscheint. Das sieht von außen manchmal fast leichtsinnig oder überheblich aus, aber das Gegenteil ist der Fall. Unser persönliches Wissen gibt uns ein Gefühl von Sicherheit. Diese Sicherheit gründet jedoch in der Vergangenheit, deren Erfahrungen wir, im Grunde willkürlich, auf die Gegenwart übertragen. Alles Erfahrungswissen ist tot, ist vergangen. Wir sind also nie wirklich mit der gegenwärtigen Situation (die ja eine neue und einmalige ist) verbunden, wenn wir uns von unserem Wissen und unserer Erfahrung leiten lassen, aber wir fühlen uns sicher.

Im Nicht-Wissen hingegen sind wir völlig ausgeliefert. Wir sind in der Gegenwart, dort, wo das Leben gerade spielt. Diese Gegenwart ist immer neu, und um ganz mit ihr in Kontakt zu sein, müssen wir die Erfahrungen der Vergangenheit hinter uns lassen. Wir haben keine Sicherheit mehr, nur den Augenblick. Es gibt allerdings ein Kriterium, an dem wir uns orientieren können: an der Wirkung. Man schaut auf das, was ein Wort, eine Bewegung oder eine Handlung auslöst. Das, was sie auslöst, ist die Antwort, ist die Rückmeldung der Seele. Damit ist diese Arbeit in der Tiefe *dialogisch*. Das Familienstellen ist *ein Dialog mit der Seele des Klienten*, die sich unmittelbar in der Wirkung äußert.

Diese Wirkung kann allerdings sehr subtil sein, und sie darf nicht verwechselt werden mit dem, was unser Verstand – der eigene wie der der übrigen Teilnehmer – dazu sagt. Je unerhörter die Einsicht ist, umso mehr Einwände werden von dort kommen. Deshalb ist es nur konsequent – wenn auch alles andere als populär –, wenn Bert Hellinger in solchen Momenten alle relativierenden Einwände abblockt.

Die wichtigste Hilfe kommt dabei von den Stellvertretern. Da sie kaum etwas wissen und nicht persönlich verwickelt sind, kommen sie viel leichter mit den tieferen Seelenkräften in Kontakt als der Teilnehmer selbst. So geben sie dem Therapeuten unverzichtbare Hinweise. Aber der Therapeut darf sich nicht in der Weise auf sie verlassen, dass er ihnen innerlich die Verantwortung überträgt. Er muss sich auf *seine eigene Wahrnehmung* verlassen! Diese kann manchmal im Widerspruch zu den Äußerungen oder Bewegungen der Stellvertreter stehen. Aber auch dann funktioniert der Dialog. Wenn er diese andere Wahrnehmung dann nämlich äußert – verbal oder durch eine Handlung –, kann er seine Intervention wieder an der Wirkung beobachten und überprüfen.

Der Therapeut darf also die Führung nie abgeben.

Dennoch ist diese Vorgehensweise dialogisch – es ist ein Dialog von Seele zu Seele, bei dem es die Aufgabe des Therapeuten ist, den Zugang zur Seelenebene für alle Beteiligten offen zu halten. Die Antworten in diesem Dialog kommen manchmal durch heftige, erschütternde Bewegungen, anfangs aber zumeist durch ganz kleine Signale, deren Wahrnehmung viel Achtsamkeit erfordert.

Das ist also eine ganz andere Psychotherapie, die hier gemacht wird. Sie vermittelt nicht zwischen dem Einzelnen und seiner Umwelt, weil sie diese Trennung des Denkens gar nicht macht. Dass wir als einzelne in einer *Umwelt* stehen, ist ein Gedanke, ein Konzept. Sehen wir stattdessen den Einzelnen als Ausdruck, als Bewegung des Ganzen, sind wir von vornherein aufgehoben und wesentlich getragen und geborgen. Dann geht es nicht darum, zwischen zwei gegensätzlichen Kräften (zum Beispiel einem nach Glück oder Gesundheit oder Erfolg strebenden Klienten und einer ihm dies verwehrenden Umwelt) zu vermitteln, sondern darum, diese wesentliche Teilhabe wahrzunehmen, zu sehen und zu fühlen. Heilung ist dann nicht das Beheben von Symptomen oder das Lösen von Problemen, sondern das Erkennen des Teilseins innerhalb eines Ganzen, das Erkennen des Getragenseins. Wille und Kraft sind dann nichts Persönliches und daher auch keine Leistung, sondern kommen einem in dem Maße zu, in dem man sie als etwas Persönliches aufgibt. Denn *nur das Ganze will*.

SPRACHE

Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang noch ein paar Bemerkungen zur Sprache des Familienstellens im Allgemeinen und der Bert Hellingers im Besonderen machen. Diese Sprache unterscheidet sich ja sehr vom üblichen therapeutischen Vokabular, in dem beispielsweise das Wort „Seele“ kaum vorkommt, und das hat tiefere Gründe.

Seele

Wenn Bert Hellinger von der *Seele* spricht, in der wir sind, dann schwingt darin immer etwas Nicht-Verstehbares mit – und dennoch verstehen wir genau, was gemeint ist. Anstatt etwas zu

definieren und fest-zu-stellen, wird etwas angedeutet. Etwas bleibt offen, das Wort ist eher eine Schwingung als ein Begriff. Und obwohl es irgendwie vage bleibt, ist es mir noch nie passiert, dass im Seminar jemand gefragt hat, was mit Seele gemeint sei. Wenn ich das Wort Seele in diesem Sinne benutze, spüre ich eine gewisse Scheu – ein Gefühl, das mir in diesem Kontext vollkommen angemessen erscheint.

Feld

Viele Familiensteller ersetzen nun das Wort „Seele“ durch den wissenschaftlicher klingenden Begriff „Feld“. Dieser Begriff hat gewisse Vorzüge, vor allem kann er Parallelen zwischen naturwissenschaftlichen Erscheinungen und Theorien und den Prozessen bei einer Aufstellung aufzeigen. In diesem Sinne benutze ich ihn ebenfalls. Aber er hat auch einen Nachteil: Er erreicht nur unseren Verstand, er dringt nicht tiefer. Er ist ein theoretisches Konzept, ein Denkmodell, das auf Zusammenhänge hinweist, aber nicht mehr.

Um es ganz deutlich zu sagen:

Wenn wir mit dem Feldbegriff den der Seele ersetzen, verliert das Familienstellen seine Seele. Es ist etwas vollkommen anderes, ob ich zu einem neben mir sitzenden Klienten sage, dass ich etwas Zeit brauche, um mit seiner *Seele* in Kontakt zu kommen, oder ob ich sage, „ich brauche Zeit, um mit deinem *Feld* in Kontakt zu kommen“. Oder kann sich jemand vorstellen, wie er sich vor dem „Feld“ verneigt?

Bildhaftigkeit und Buchstäblichkeit

Dass Hellingers Sprache so kraftvoll ist, hat einen ganz bestimmten Grund, der unmittelbar mit der phänomenologischen Haltung zusammenhängt: Hellingers Sprache ist bildhaft, die der Wissenschaft ist buchstäblich. Wenn Bert Hellinger davon spricht, dass er „ein Bild“ hat, verstehe ich dies nicht einfach als Metapher. Auch nicht in dem Sinne, dass er buchstäblich ein Bild sieht, sondern so, dass die Dinge ihm bildlich, d.h. seelenvoll, erscheinen und ihm genau deshalb ihre Bedeutung zeigen. Dies ist nicht nur eine Sache der Sprache, sondern spiegelt eine Haltung zur Welt. In der Bildhaftigkeit leuchtet mir aus jedem Ding seine Seele hervor. Indem ich sie so wahrnehme, befinde ich mich mitten in einer beseelten, seelenvollen Welt. Diese Welt ist so voll Seele, dass es sich vollkommen erübrigt zu fragen, was dahinter stecken könnte. Diese Frage – und damit der Drang, alles zu hinterfragen, den Dingen auf den (vermeintlichen) Grund zu gehen – taucht erst auf, wenn wir die Dinge nur noch buchstäblich

nehmen. In der Buchstäblichkeit (die in der wissenschaftlichen Sprache ihren reinsten Ausdruck findet) hat die Welt ihre Seele verloren. Man kann dies ganz einfach nachempfinden, wenn man ein Gedicht und einen wissenschaftlichen Text liest. Letzterer ist klar und eindeutig, er mag interessant, brillant, sogar aufregend sein, aber er berührt uns nicht. Das Gedicht hingegen ist unklar, oft – wie bei Rilke – kaum zu verstehen, deutet etwas an, ohne es auszuführen, aber es berührt etwas Tiefes in uns. Ein wissenschaftlicher Text kann unser Denken verändern, ein Gedicht, ein Bild kann unser Sein verändern.

Genau so ist es, wenn wir bei einer Aufstellung nur das Bild stehen lassen und es für sich allein wirken lassen – ohne Erklärung, ohne Analyse: Es erreicht unser Sein. Daher kann es auch der Anstoß zu einer tiefen Wandlung sein – wenn wir der Versuchung widerstehen, es zu analysieren und zu deuten. Und es erreicht nicht nur das Sein des Klienten, sondern auch das des Therapeuten. Das ist das Gefährliche daran: Auch der Therapeut kommt nicht ungeschoren davon.

Insofern ist es übrigens nicht ganz passend, von einer „entdeckten“ Wirklichkeit zu sprechen. In der Hellingerschen Grundhaltung lässt sich die Wirklichkeit nicht ent-decken. Sie zeigt sich manchmal, gewährt für Momente einen kleinen Einblick, um sich sogleich wieder zu entziehen. Vielleicht sollte man noch nicht einmal von Einblicken reden, sondern tatsächlich davon, dass die Wirklichkeit uns anblickt, dass wir uns ihrem Blick für einen Moment lang aussetzen. Dieser Blick ist so ungeheuerlich, dass wir verstummen. Was wir dabei entdecken können ist, dass es nichts zu entdecken, nichts zu sagen und nichts zu denken gibt.